



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literatur.

Die Lügen des sozialdemokratischen Evangeliums und die moderne Gesellschaft. Von Dr. Karl Munding. Stuttgart, Levy u. Müller, 1886.

Die Einsichtslosigkeit des Herrn Schöffle. Drei Briefe an einen Volksmann als Antwort auf die „Ausichtslosigkeit der Sozialdemokratie.“ Von Hermann Bahr. Zürich, Verlagsmagazin, 1886.

Im Frühjahr dieses Jahres erschien eine Schrift von Albert Schöffle: „Die Ausichtslosigkeit der Sozialdemokratie,“ über welche im Hefte 15 dieser Zeitschrift berichtet worden ist. An sie knüpfen, wenn auch in sehr verschiedener Weise, die beiden obengedachten Schriften an. Munding betont die großen Verdienste Schöffles, obgleich, wie er sagt, „seine Wege nicht meine Wege sind.“ Indessen betrifft diese Verschiedenheit doch mehr die Form als die Sache. Munding kündigt seine Schrift als die „feuilletonistisch gehaltene“ Vorläuferin eines von ihm geplanten größeren wissenschaftlichen Werkes an. Dieser Aufgabe entsprechend ist die ganze Schreibweise gehalten. In der Sache selbst folgt Munding so ziemlich den Bahnen Schöffles. Was letzterer „Positivismus“ nennt, nennt er „wahren Sozialismus,“ in welchem er die einzige Erlösung sieht und welchen der Arbeiter nur vom Staate zu erwarten habe. Dagegen seien die Ideale des radikalen Sozialismus nichts als Lügen. Als Träger des sozialistischen Evangeliums bezeichnet der Verfasser nicht etwa bloß den sogenannten vierten Stand, das Massenproletariat, sondern er rechnet dazu auch die aus der Zersetzung der Gesellschaft hervorgegangene Gese aller Stände. Dann werden die Lüge des „ehernen Lohngesetzes“, die Lüge der Frauenemanzipation, die sozialistische Humanitätslüge und die sozialistische Staatslüge drastisch geschildert. Ohne Zweifel enthalten diese Schilderungen viel Wahres, wenn wir auch nicht gerade jedes Wort derselben uns aneignen möchten.

Die Schrift von Bahr ist eine sozialdemokratische Gegenschrift gegen Schöffle, welcher ihr durch den Titel seiner Schrift zu einem scherzhaften Gegentitel verholfen hat. Mit ganzen Breitseiten sozialdemokratischer Kraftausdrücke legt der Verfasser gegen Schöffle los, ohne freilich den Kern von dessen Schrift zu treffen. Bemerkenswert scheint uns nur zweierlei. Einmal, daß Bahr den „Anarchismus“ als das direkte Gegenteil der Sozialdemokratie hinstellt und denselben mit den greulichsten Farben malt. Sodann, daß er die Ueberzeugung ausspricht, das Hohenzollernkönigtum werde sich an die Spitze des Proletariats stellen und dessen Idealen zum Siege verhelfen, um so sterbend unsterblich zu werden. Eine seltsame Naivität!

Trotz aller Gegensätze stimmen doch alle drei Schriften (auch die von Schöffle) darin überein, daß sie den Liberalismus zum Urquell alles Schlimmen machen. Schöffle nennt ihn den Zwillingsbruder der Sozialdemokratie. Munding sagt: „Der Liberalismus ist so unhistorisch, so doktrinär beschränkt und verblendet wie der radikale Sozialismus.“ Bahr endlich macht ihn gar zum Vater des Anarchismus. Alle drei finden die Wurzel des Übels darin, daß der Liberalismus dem Individualismus fröhne. Wir haben hier nicht die Aufgabe, den Liberalismus zu verteidigen. Aber wir meinen doch, mit solchen allgemeinen Anschuldigungen sei nichts gethan. Was ist denn Liberalismus? Wir erinnern daran, daß unser Reichskanzler einstmals bei Entstehung der „freisinnigen Partei“ in der Reichs-

tagssitzung sagte: „Ich glaube nicht, daß eine Fraktion das Recht hat, sich ausschließlich eine Gesinnung zu vindizieren, an der wir alle den gleichen Anteil haben. (Zustimmung.) Ich glaube, wir sind alle freisinnig.“ Damit hat also auch Fürst Bismarck sich zum „Liberalismus“ bekannt, wenn auch dieser Liberalismus etwas anders geartet sein mag, als der von den Abgeordneten Richter und Bamberger vertretene. Und wenn der Reichskanzler, um nicht das Individuum als Opfer der Gesellschaft zu grunde gehen zu lassen, für die Kranken- und Unfallversicherung sorgte, hat er damit nicht auch dem „Individualismus“ gehuldigt? Man möge die Fehler und Uebertreibungen, die im Namen des Liberalismus geübt worden sind, aufdecken. Dann thut man ein nützliches Werk. Aber solche allgemeine Anschuldigungen kommen nicht über den Wert der Phrase hinaus. Und was soll man dazu sagen, wenn z. B. Munding (S. 85) sagt: „Der Mensch ist ein soziales Wesen. So lange er in Gesellschaft lebt, kämpft er vergebens um seine persönliche Freiheit. Es ist sein Schicksal, sich zu ducken und zu krümmen, sich unter- und einzunordnen.“ Daß der Mensch sich in der bürgerlichen Gesellschaft unter- und einordnen muß, wird kein vernünftiger Mensch, auch kein Liberaler, bestreiten. Daß er aber vom Schicksal dazu bestimmt sei, „sich zu ducken und zu krümmen,“ ist ein Satz, dessen Aufstellung uns zur Bekämpfung der Sozialdemokratie sehr wenig geeignet erscheint.

Die Erziehung Friedrichs des Großen. Aus dem Nachlaß von Ernst Bratuschek. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Ed. Mägner. Berlin, Georg Reimer, 1885.

Diese Schrift fand sich im Nachlasse des verstorbenen Professors der Philosophie Bratuschek, sie sollte die Vorläuferin eines größern Werkes über die Philosophie Friedrichs des Großen sein. Von der letzteren Arbeit — übrigens einem Thema, dessen eingehende Bearbeitung uns jetzt Zeller in Aussicht gestellt hat — sind nur Fragmente vorhanden. Mit umsichtiger Benutzung des gedruckten Materials giebt Bratuschek einen dankenswerten Ueberblick über den Entwicklungsgang Friedrichs des Großen bis zur Thronbesteigung. Neu ist das Ergebnis, daß der Erziehungsplan, nach welchem zwei so verschieden geartete Herrscher wie Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Große gebildet worden sind, von Leibniz herrührt. Als Friedrich der Große nach zurückgelegtem sechsten Lebensjahre männlicher Leitung übergeben wurde, erneuerte Friedrich Wilhelm der Erste für die Erzieher seines Sohnes die Instruktionen, welche sein Vater 1695 für seine eignen Erzieher erlassen hatte; ohne Zweifel war es ihm bekannt, daß dieselben nach den Ideen Sophie Charlottens verfaßt waren. Der eigentliche Urheber aber ist Leibniz. Dieser verfaßte in der Zeit, wo der junge Friedrich Wilhelm mehrere Monate in Hannover am Hofe weilte, 1693, eine französische Denkschrift: *Projet de l'éducation d'un prince*, welche so eigenartig ist, daß die auffallende Uebereinstimmung mit der 1695 erlassenen Erziehungsinstruktion nicht zufällig sein kann. Aus der einseitigen Geistesrichtung Friedrich Wilhelms erklären sich die Aenderungen, welche er 1718 an dieser Instruktion vornahm. Der für Friedrich den Großen erneuerte Erziehungsplan trägt das Gepräge der absoluten Einfachheit und berücksichtigt überhaupt nur das Notwendige und für den künftigen Beruf unmittelbar Nützliche. Das Latein schließt Friedrich Wilhelm, wohl von Thomasius beeinflusst, gänzlich aus. Bratuschek stellt nun bis ins Einzelne alles zusammen, was die Quellen und die neuesten Darstellungen über die Erziehung Friedrichs enthalten, wobei nur zu bedauern ist, daß der Verfasser Gatts Memoiren nicht mehr hat benutzen können. Daß Friedrich von seinem Lehrer Duhan kein richtiges Französisch und noch viel weniger Deutsch lernte,

nimmt kein Wunder. Der Schlußteil beschäftigt sich mit den philosophischen Ansichten Friedrichs und bringt nebenbei ausführliche Mitteilungen über seine Bibliothek.

Nur Sittengeschichte Frankreichs. Bilder und Historien von Ferdinand Lottheißen. Leipzig, Bernh. Schlicke, 1885.

Die Aufsätze, welche der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der französischen Literatur wohlbekannte Verfasser hier bietet, nehmen durch mannichfache Anregung das lebhafteste Interesse des Lesers in Anspruch; sie erscheinen jetzt, nachdem sie früher in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden sind, in erweiterter Form in diesem Bande vereinigt. Es sind nicht gewaltige Erscheinungen aus der Geschichte herausgegriffen, sondern, wie der Verfasser selbst andeutet, Szenen aus dem Privatleben früherer Geschlechter, welche manchen interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte liefern. Eine Reihe frisch und anziehend gemalter Porträts wird uns vorgeführt, geistvolle, knapp zusammengefaßte Charakteristiken, wie die der Frau von Sévigné, des Advokaten und Chronisten Barbier oder die der Grignons und Mirabeaus, in welchen Lottheißen mit sicherem Blick das Eigenartige jeder Persönlichkeit zu erfassen und herauszuheben verstanden hat. Daran schließen sich treffliche Studien zur Geschichte des französischen Theaters, insbesondere Schilderungen der Dilettantenkomödie während des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Lust am Theaterspielen die aristokratischen und Hofreise Frankreichs plötzlich mit einer Leidenschaft erfaßt hatte, welche uns heute kaum verständlich ist. Die kleine Sammlung wird sicherlich den Beifall finden, den sie in vollem Maße verdient.

Die Kosaken. Kaukasische Novelle von Graf Leo Tolstoi. Aus dem Russischen von G. Reuchel. Berlin, Deubner, 1885.

Graf Leo Tolstoi hat sich mit seinem Roman „Anna Karenina,“ der allein bisher von seinen Werken in deutscher Uebersetzung vorliegt, soviel Sympathie bei uns erworben, daß man mit Spannung eine neue Uebersetzung seiner Dichtungen entgegennimmt. „Die Kosaken“ sind in der That ein neuer wertvoller Beitrag zur Kenntnis dieses ausgezeichneten Dichters. Auch hier die größte Anschaulichkeit in der Schilderung und eine bewunderungswürdige Plastik in der Zeichnung von Charakteren; auch hier das keusche, liebenswürdige Gemüt des Dichters, das fern von allem Pessimismus, in ungebrochener Gesundheit und Kraft die Welt spiegelt; auch hier endlich der Tolstoi eigentümlichste Zug der Flucht vor der verlogenen, in konventionellen Formen erstarrten, kraft- und marklosen Gesellschaft Petersburgs und Moskaus zum Preise der Natur und der in patriarchalisch einfachen Verhältnissen lebenden Menschheit. So sehr dies an Rousseau gemahnt, so verschieden ist Tolstois Naturfreude von jener des vorigen Jahrhunderts sowohl als der seiner Zeitgenossen, etwa eines Turgenjew. Denn Tolstoi wird niemals sentimental, er idealisirt nicht die ursprünglichen Zustände, er erfaßt sie mit realistischer Treue in all ihrer Wildheit, Rücksichtslosigkeit, ja Rohheit. Und ganz im Gegensatz zu Turgenjew, dem die Natur als eine allgewaltige, blind wirkende Göttin erscheint, die sich nie um das Glück des Menschen kümmert, sondern recht schopenhauerisch ihren eignen Willen verfolgt, und die den Dichter daher immer schwermütig stimmte, ganz im Gegenteil findet sich Tolstoi von der Schönheit einer Landschaft unmittelbar gehoben, im Lebensgefühl wahrhaft gesteigert. Denkt man an die tieftraurigen Steppenbilder, welche Turgenjew erschütternd zu entwerfen wußte, so hat man das denkbar weiteste Extrem in der Begeisterung, mit welcher „die Berge! die Berge!“ in dieser kaukasischen Novelle Tolstois begrüßt werden. Die Natur und die Menschen des schmalen Uferlandes am Terek sind die eigentlichen Helden

dieser Novelle. Man könnte sie eine ethnographische nennen, wäre sie nicht so von Poesie getränkt und wäre nicht in die Mitte ein echtes Moskauer Stadtkind gestellt, an dessen Gemütsbewegungen und Erlebnissen der Kontrast zwischen Ursprünglichkeit und Hyperkultur geschildert wird. Wir erhalten ein genaues Bild vom Leben der Kosaken, die noch jetzt (d. h. in den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts, wohin die Novelle verlegt wird) in der ursprünglichsten Lebensform des Kriegers und Jägers ihr Dasein verbringen. Der junge Olenin, der nach Art aller jungen reichen Adlichen sein Vermögen in den ersten Jahren seiner Freiheit durchgebracht und sich einen rechten Ekel an der Moskauer Gesellschaft geholt hat, läßt sich zu den Truppen am Terek versetzen. Die Natur begeistert ihn, er geht ganz auf im Ausgenießen jener ursprünglichen Welt, und er verliebt sich schließlich in ein schönes Kosakenmädchen, das ihm in seiner Einfalt und Naivität so erhaben wie die schneebedeckten Berge selbst erscheint, welche er auch bei Moskau nicht fand. Der gutmütige und edel angelegte Junker, der zu ehrlich und ideal gestimmt ist, um Marjanka zur Dirne zu machen, muß schließlich einsehen, daß eine eheliche Verbindung mit ihr denn doch nicht möglich ist, und kehrt verstimmt nach Hause zurück. Das Glück, welches er in der „Natur“ zu finden hoffte, bleibt ihm auch hier fern. Diese Lösung läßt auch im Leser einige Verstimmung zurück. Man ist geneigt, den Dichter für einen trostlosen Pessimisten zu halten, der die Unmöglichkeit harmonischen Daseins in jeder Atmosphäre zu beweisen suche. Und doch thäte man ihm Unrecht damit! Sein realistischer Stil allein zwang ihn zu diesem Schluß, der das notwendige Ergebnis nicht etwa der äußern Welt, sondern der innern sittlichen Anlagen Olenins ist. Dessen unselbständiges Naturell wird ihn immer von jenem Glück fern halten, das er sucht; er wird immer eine problematische Natur bleiben. Ein minder realistischer Dichter hätte allerdings nebenbei diese Gedanken betont und etwa angedeutet (wie es in „Anna Karenina“ in der Gestalt des Leonin geschieht), daß die zweckvolle Thätigkeit allein den Mann zum Glück führen könne. Hier begnügte sich Tolstoi rein mit der Konsequenz der Thatfachen.

Bauet Wöchnerinnen-Msyle! Ein Ruf an Deutschlands Frauenwelt von Dr. Brennecke. Magdeburg, M. u. R. Faber, 1885. Zweite Auflage.

Die beim Lesen des Titels dieser kleinen Broschüre zunächst auftauchende Vermutung, es handle sich um ein Liebeswerk gegenüber Frauen der ärmeren Klasse, würde doch nur zum kleinsten Teile den Inhalt derselben bezeichnen. Der Verfasser hat einen Kampf gegen das jetzt bestehende Hebammenwesen begonnen und will die Wöchnerinnen-Msyle benutzen zur Ausbildung von Hebammen, welche den gebildeteren Kreisen entnommen werden sollen. Die Ziele des Verfassers sind in der medizinischen Fachpresse wiederholt schon Gegenstand lebhafter Erörterung gewesen. Die Mehrzahl der Sachverständigen spricht sich für die Unmöglichkeit aus, das Hebammenwesen in der von Brennecke angebahnten Weise zu reorganisiren. Wohl mag es ihm gelingen, in einzelnen Städten Hebammen erster Klasse, die dann hauptsächlich der wohlhabenden Bevölkerung zu Gute kommen werden, zu installieren, niemals aber wird die Institution eine allgemeine werden. Reorganisationspläne unsers vielfach mangelhaften Hebammenwesens müssen mit dem gegebenen Hebammenmateriale rechnen, wenn sie irgend Aussicht auf Erfolg haben wollen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.